

Der Landwirth.

Wochenbeilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 12.

Wiesbaden, den 6. Januar 1895.

I. Jahrgang.

Sinnspruch.

Gesell' dich einem Besseren zu,
Daß mit ihm deine bess'ren Kräfte ringen;
Wer selbst nicht weiter ist als du,
Der kann dich auch nicht weiter bringen.

Die Bienenzucht und ihre neuzeitliche Umgestaltung.

Von J. R. Roth, Ebersbach.

Nachdruck verboten.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Bienenzucht in Bezug auf Gemeinnützigkeit, Moral und Rentabilität wird heutzutage fast überall anerkannt.

Jeder halbwegs Gebildete weiß, welchen Nutzen die Honig und Blüthenstaub sammelnde Biene dadurch stiftet, daß sie bei so vielen Kulturpflanzen die Blüthenbefruchtung vermittelt. Die veredelnde Wirkung der Bienenpflege auf Gemüth und Geist der Menschen, erwirbt ihr Freunde in Hütte und Palast. Sie macht ihrem Anhänger die Hauslichkeit werth, gewährt ihm die gesündeste Erholung im Garten unter Blumen und Bäumen und bringt ihn in innige Beziehung zur schönen Natur. In fast allen Lebensäußerungen des wunderbaren Bienenstaates liegen beachtenswerthe Winke für den denkenden Beobachter.

Nicht zum wenigsten ist es auch der pecuniäre Erfolg, welcher mit der Bienenzucht verbunden ist, dem sie so viele Verehrer verdankt. Wenn man bedenkt, daß die etwa 4000 Köpfe zählenden eigentlichen Züchter unseres Heimathlandes bei geringem Anlagecapital in ihren freien Stunden einen durchschnittlichen Jahresertrag von rund 600,000 Mark gewinnen, so kann man die Imkerei sicherlich nicht eine unbedeutende Beschäftigung nennen.

Hundert Mark mehr oder weniger spielen zwar beim Capitalisten oder Großkaufmann keine wesentliche Rolle; aber bei kleineren Existenzen, aus denen sich die Bienenzüchter zumeist rekrutiren, ist eine solche Nebeneinnahme hoch anzuschlagen.

Wer daher für die Bienenzucht wirbt, ihr neue Anhänger zuführt, arbeitet mit an der Hebung der Volkswohlfaht.

Dauernden Erfolg kann aber nur der mit der Bienenzucht haben, welcher seinen Betrieb den gegenwärtigen Verhältnissen anpaßt. Die Zeit, in welcher der Imker sein Thun nach dem alten Volksprüche:

Wer will Immen halten und Schaf,
Der sich nieder und schlaf,

einrichten konnte, sind für immer vorbei. Die Trachtverhältnisse haben sich im Allgemeinen in Folge der intensiveren Land- und Forstkultur zum Nachtheile der Bienenzucht geändert. In vielen Gegenden sind die Honigquellen spärlicher geworden; in anderen hat die vom Frühlinge bis zum Herbst andauernde Weide einer fast ausschließlichen Frühlacht weichen müssen.

Wo die Hauptbedingungen des Gedeihens einer Sache sich geändert haben, muß sich auch stets eine Umgestaltung des Betriebs vollziehen.

Wer diesem Gesetze nicht Rechnung trägt, über den kommen sicher die nachtheiligen Folgen eines dem Rückschritte identischen Stillstandes. In der Imkerei muß die eingetretene Kürzung und fast allgemeine Schmälerung der Bienenweide durch eine Betriebsverbesserung ausgeglichen werden. Dieselbe hat sich einerseits auf die eigentliche Bienenbehandlung und zum andern auf die technische Einrichtung der Bienenwirtschaft zu erstrecken. Jeder Fehler in der Behandlung der Bienen rächt sich heute ungleich schwerer, als zu einer Zeit, wo die Natur in Halle und Fülle die Arznei zur Heilung der vom Stümper geschlagenen Wunden bot. Es sind daher vor allem gründliche theoretische Kenntnisse zu einer erspriesslichen Zucht erforderlich. Nur wer das Leben und die Lebensbedingungen des Bienenvolkes kennt, vermag mit Nutzen in seinen Haushalt einzugreifen, drohenden Schaden zu verhüten oder entstandenen zu heilen. Andererseits sind in technischer Hinsicht diejenigen Einrichtungen zu treffen, welche die möglichste Ausnützung der kürzeren oder schmäleren Tracht gestatten. Das Fundament zu einer derartigen Einrichtung liegt in der Bienenwohnung bezw. im Bau der Bienen selbst. Erfahrungsgemäß bietet und ermöglicht nur der Dzierzonsstock d. h. die Wohnung mit den beweglichen Waben alle die Vortheile, welche unter den obwaltenden Umständen die Bienenzucht noch rentabel machen. Die Mobilwohnung gestattet nicht nur die Veran-

ziehung aller technischen Hilfskräfte*) der Neuzeit, sondern leistet auch einer naturgemäßen Pflege der Bienen den größten Vorschub. Sein auseinandernehmbarer Bau ist einem Buche vergleichbar, in welchem man jederzeit lesen kann.

In Ländern mit ähnlichen klimatischen und landwirtschaftlichen Verhältnissen, wie sie der größte Theil von Deutschland hat, bedeutet ein Zuwachs der Bienenstöcke beweglichen Baues Fortschritt, ein wesentlich unänderlicher Bestand oder gar die Abnahme solcher, aber Rückschritt in der Bienenzucht.

Wie steht es nun mit Baden in dieser Beziehung? Nach der Statistik befanden sich im Jahre 1873 unter 75,831 Bienenstöcken noch 65,866 Strohkörbe und nur 9965 Dzierzonsstöcke, am 1. Dezember 1892 betrug die Gesamtzahl 78,284 Stöcke. Darunter waren 45,601 Dzierzonsstöcke und nur noch 32,683 Strohkörbe. Der Mobilbau hat in diesem Zeitraum also eine Zunahme von 357 pCt. erfahren. Somit befindet sich die zeitgemäße Umgestaltung der badischen Bienenzucht in vollem Zuge. Wer sich über die geringe Gesamtzunahme wundert, wird die Sache mit anderen Augen betrachten, wenn er erfährt, daß ein gut gepflegtes Mobilvolk mehr leisten kann, als drei Strohkörbe. Der Ertrag aus der Bienenzucht hängt jetzt weit mehr von der Beschaffenheit der Völker als von der Zahl derselben ab.

Die Lage der englischen Landarbeiter.

Unter den Berichten der britischen Arbeitskommission sind auch die Ausführungen William C. Little's, das ist desjenigen Kommissars, der speziell die Lage der ländlichen Arbeiter zu prüfen und zu schildern hatte, von großem Interesse. Am Schluß seines Referats sagt er: Die Zahl der Arbeiter auf dem flachen Lande hat sich überall verringert. Am meisten ist dieselbe in Irland zurückgegangen, die Wirkungen dieser Verminderung aber haben sich am lebhaftesten in Schottland geltend gemacht, wo überall über Arbeitermangel geklagt wird.

In England werden gegenwärtig auch weniger Arbeiter für die Landwirtschaft gebraucht, und in Folge der Verminderung der Zahl der Arbeiter ist die Arbeit derer, die auf dem flachen Lande verbleiben, beständiger geworden. Bemerkenswerth ist, daß Frauen in England gar nicht mehr bei der Feldarbeit verwendet werden; es läßt dies darauf schließen, daß sich die materielle Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter verbessert hat. Uebrigens ist diese Besserung nicht nur in England, sondern im ganzen vereinigten Königreich zu constatiren, allerdings in den verschiedenen Theilen der Monarchie in verschiedenem Grade. Theilweise ist sie wohl eine Folge der Erhöhung des Lohnes, zumeist aber dürfte sie dem zunehmenden Billigerwerden vieler Konsumartikel zuzuschreiben sein, denn der Arbeiter selbst produziert kaum, er muß für seinen Unterhalt fast alles kaufen.

Am schlimmsten ist der landwirtschaftliche Arbeiter mit der Wohnung daran; nach der Seite sollte noch viel geschehen. Little nimmt in seinem Berichte auch auf die Urtheile derer Rücksicht, welche vor ihm die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter Großbritanniens untersucht haben. So zitiert er aus einem Werke „The landed interest“, das Sir James Caird im Jahre 1878 erscheinen ließ, folgendes Urtheil: Die Lage des landwirtschaftlichen Arbeiters war anscheinend niemals besser als jetzt. Mit der Zeit der Königin Elisabeth verglichen, sind die Löhne um das Sechsfache gestiegen, während der Preis des Brotes sich nur verdoppelt hat. Im Jahre 1770 war der Lohn des Feldarbeiters 1 sh. 2 d. per Tag, während der Weizenpreis 46 sh. pro Quarter betrug. Im Jahre 1846, unmittelbar vor der Aufhebung der Kornetze, stellte sich der Lohn auf 1 sh. 7 d., der Weizenpreis auf 53 sh. Seitdem sind die Löhne um 60 Prozent gestiegen, während der Preis des Weizens gesunken ist.

Allelei Praktisches.

— Die Verwendung der Trockenschnitzel. Geheimrath Müller hat seiner Zeit umfassende Fütterungsversuche mit Trockenschnitzeln angestellt. Für die Praxis ergibt sich daraus Folgendes: Fütterung von Mastochsen.

*) Ueber die wichtigsten Hilfsmittel der neuzeitlichen Bienenzucht werde ich ein andermal referiren.

Die Trockenschnitzel können die eingesäuerten Schnitzel vortheilhaft ergänzen und bedingen bei einem gleichen Gehalt an Trodensubstanz in beiden die Erzeugung einer größeren Menge von Fleisch und Fett. 2. Setzt man den Trockenschnitzeln etwas Bruchreis oder ein sonstiges Kraftfuttermittel in entsprechender Weise zu, so stellen sie einen wohlbelkömmlichen Ersatz des Wiesenheu's dar. 3. Die Ochsen können ohne Gefahr sieben Kilo Trockenschnitzel verzehren, welche 56 Kilo eingesäuerten Schnitzeln gleichkommen. Von letztern überhaupt mehr als 40 Kilo nehmen, wäre gefährlich. 4. Die Rationen, welche die größten Mengen Trockenschnitzel enthielten, waren auch die billigsten. 5. Nach Rationen, welche Trockenschnitzel enthielten, war der Mist am ärmsten; dies ist leicht erklärlich, wenn man bedenkt, daß die Excremente um so ärmer sein müssen, je mehr die gereichte Nahrung vom Thiermagen ausgenutzt wird. Versuche bei Milchkühen: 1. Bei gleichem Gehalt an Trodensubstanz bewirkten die Trockenschnitzel eine reichlichere Milchabsonderung als die eingesäuerten Schnitzel. Das Mehr betrug in einer Fütterungszeit von 10 Tagen 0,5 Liter bei einer täglichen Erzeugung von 17 Liter. 2. Unter dem Einfluß der eingesäuerten Schnitzel hat das Lebendgewicht sich nicht wesentlich vermehrt, wohl aber etwas durch Trockenschnitzelfütterung bei gleichem Gewicht an Trodensubstanz. 3. Der Mist wurde nach Trockenschnitzelfütterung ebenfalls ärmer. Versuche bei Mastochsen: 1. Die Thiere gebeihen besser bei trockenen als nach eingesäuerten Schnitzeln. 2. Die Thiere saufen nach reinen Trockenschnitzeln, oder nach einer Mischung der letzteren mit anderem Futter weniger Wasser als nach eingesäuerten Schnitzeln. 3. Jeder Praktiker weiß, daß die Schafmastung während der heißen Jahreszeit schwierig ist, namentlich mit eingesäuerten Schnitzeln. Setzt man aber an Stelle der letzteren Trockenschnitzel, so vollzieht sich die Mastung auch während des Sommers ohne Schwierigkeit. Am besten giebt man den Milchkühen täglich drei, Mastkühen und Mastochsen fünf, Arbeitsochsen vier, Schafen 0,33 und Lämmern ein Kilo.

— Haben die Hühner Krämpfe in den Beinen, so bringe sie in einen warmen, trockenen, reinen Stall, habe ihre Füße täglich in lauwarmem Wasser und menge rothen Pfeffer unter's Futter. Wenn die Hühner gut gehalten werden, so tritt diese Krankheit nie auf. Trockene Sägspläne sind als Einstreu im Hühnerstall zu verwenden, nur muß das Streumaterial täglich ausgetrocknet und die Excremente entfernt, sowie der Stall öfter gründlich gereinigt werden.

— Als Heilmittel abgebrochener Hörner beim Rindvieh wird empfohlen: Ein nußgroßes Stück Alaun wird in $\frac{1}{10}$ Liter Wasser gelöst und hiermit täglich ein bis zwei Mal die Wunde gewaschen. Zum Schutze vor Insekten wird dieselbe alle zwei bis drei Tage mit Hirschhornöl eingepinselt.

— Ein Mittel gegen die Ausbreitung der Rothlaufseuche der Schweine. Das Mittel besteht in kräftiger Desinfection der Stallungen, Futterbehälter, Krippen und der Schweine selbst mit Eisenvitriol. Es sollen dazu in einem Eimer Wasser zwei gehäufte Schüsseln voll Eisenvitriol (schwefelsaures Eisen) aufgelöst und damit täglich zweimal mit einer Gießkanne die vorher gereinigten Ställe, Utensilien und die Schweine besprengt werden. Dazu ist bei Behandlung der Seuche, wo sie schon ausgebreitet ist, den kranken Thieren ein Abführmittel gegeben, welches gleichzeitig auch ein kräftiges Desinfectionsmittel ist, nämlich Calomel (vergiftetes Chlorquecksilber), für ein mittelgroßes Schwein 2 Gramm mit Mehl zur Darverge wachst, auf einmal eingegeben, als ein wirksames Mittel anzuwenden. Solche Gaben können nach nicht genügenden Erfolge nach 6 Stunden wiederholt werden.

— Mistbeete mit Weintrestern. Weintrestern eignen sich per anhaltenden Erwärmung von Mistbeeten sehr gut. Ein damit etwa 35 Centimeter hoch angelegtes Beet zeigt im Mitte November drei Wochen lang eine Wärme von 25 bis 30 Grad Reaumur und im Februar, ohne umgedeckt werden zu sein, noch 16 Grad R. Ein ungünstiger Aufbruch auf die darauf stehenden Pflanzen konnte nicht bemerkt werden. Wo man Weintrestern billig und in ausreichender Menge haben kann, ersetzen sie nicht nur Pflerbedung, sondern sind ihm der dauernden, mehr gleichmäßigen Wärmerückhaltung wegen vorzuziehen.

Wiesbadener Unterhaltungsblatt.

Gratisbeilage zum
Wiesbadener General-Anzeiger.

Ämtliches Organ der Stadt Wiesbaden.

Nr. 1.

Sonntag, den 6. Januar 1895.

II. Jahrgang.

Der Henerch und die Memegrit.

Vom Onkel Nassauer.

(Nachdruck verboten.)

Motto: Freier thu die Augen auf,
Freien ist kein Pferdebau!

Im „blauen Ländchen“ giebt es noch Originalmenschen, und wer das Glück hat einen solchen zu finden und es versteht, ihn zum Blandern zu bringen, der erfährt manches Weisthum, das, obwohl es oft heiter klingt, doch auch ein Körnlein Wahrheit enthält, das man dahin schreiben soll, wo es kein Huhn ausfrakt, nämlich hinter's Ohr.

Einen solchen Originalmenschen kennt der Onkel Nassauer und er hat ihn auch schon oft zum Blandern gebracht, wobei sein Cigarrentäschchen und einige „Stangen Hohenastheimer“ den Vermittler machten. Diesem alten „Blauen“ verdankt er auch die nachfolgende Heirathsgeschichte des Henerch und der Memegrit, wobei der „Blaue“ eine Erfahrung machte, die es ihm verleidete, jemals wieder als Freiersmann auf der Dorfbühne aufzutreten.

Der alte „Blaue“ konnte den „Henerch“ gut leiden, denn er war ein stiller Bursche und keine „Haselerier“, auch kam er oft in sein Haus „spille“, wie man auch im blauen Ländchen Besuchemachen nennt, mit denen man nicht gerade einen besonderen Zweck verbindet. Henerch zeigte schon als Bub und dann auch als Jüngling ein gesektes Wesen, er war nicht stolz, lies auch nicht jeder Schürze nach, und wenn die letzte Feierabendglocke läutete, dann war er daheim und ging in's Bett. Damit soll nun nicht gesagt sein, daß er ein Mädchenfeind gewesen wäre, nein, er ging auch auf Freiersfüßen und dachte wie jener: „So ein wenig Liebchen muß man schon haben!“ Aber er war in Liebesachen gar bedächtig und vorsichtig, und so schlich ein Jährchen ums andere dahin und zwischen seinen kaffeebraunen Haaren zeigten sich schon weiße Spitzen, und der Henerch ging immer noch mit der Neumuhrglocke allein ins Bett. Da sagte einmal der alte „Blaue“ zu ihm: „Henerch, für Dich ist es Zeit, daß Du von der Gasse kommst und in einen eigenen Hausstand hinein; es giebt nichts Verdrießlicheres als so einen alten Junggesellen; Du bist eben kein Füllen mehr und ich glaube, im ganzen Dorf giebt es keine Kuh, die so alt ist wie Du.“

Der Henerch schmunzelte vergnügt, dann öffnete er den Mund von einem Ohr zum andern und sagte: „Gelt, „Herrche“*) wann Ihr noch ledig wäret, das thät Euch gefallen! Aber Spaß beiseite, weißt Du mir Eine? Beim Heirathen muß man zu Zweien sein, und der Pfarrer, der Einen allein traut, lebt schon lange nicht mehr. Wer wird mich wollen? Du weißt, ich heiße schon gar lange Henerch!“

Das „Herrche“, der alte Blaue, fragte sich, obgleich es ihn gar nicht juckte, dann rückte er mit seiner Meinung heraus und sagte: „Was eine Frau für Dich wäre, Henerch? Ich meine die Memegrit droben im Dorfe wäre ein Person, wie sich's gehört, sparsam und fleißig; freilich hat sie ein wenig Haar auf den Zähnen, aber die haben die Weibskente alle; dagegen ist sie trocken hinter den Ohren und reif, denn sie hat wohl so oft den Kuckuck schreien gehört als Du auch. Ich meine die Memegrit wäre eine Frau für Dich; die kommt immer daher so sauber und so nett und so flink, als ob sie in Draht gehängt wäre. Ueberlege und beschlafe Dir den Fall, Henerch!“

Der Henerch meinte vorerst nichts zu der Sache, er sagte „Gute Nacht, Herrche!“ denn eben läutete die Neumuhrglocke, und er ging heim und überlegte und beschloß die Geschichte mit der Memegrit. Am folgenden Abend warf sich Henerch in die Wids, er wusch sich und kämte sich, dann zog er das blaue Kamisöhlchen mit den blanken Knöpfen an, steckte sich die Sonntags- tabakspfeife ins Gesicht und dachte: „Das Fragen kostet ja kein Geld!“ Nun nahm er das Herz in die Hand, ging stracklich die Dorfstraße hinaus zur Memegrit und fragte und sagte ohne Weiteres: „Wie ist's Memegrit? Wollen wir zwei ein Pärchen machen?“

An so einen Ueberfall hatte die Memegrit nicht gedacht; sie blügelte gerade ihr blaues Häubchen, das spöttische Menschen auch „Schmälzpfännchen“ nannten, und so fix und so mundsfertig sie sonst auch immer war, diesmal versagte ihr die Zunge den Dienst, und ihre dicken Bollbacken färbten sich feuerrot. Das dauerte aber nicht lange, nur einen Augenblick oder zwei, dann war Memegrit wieder im gewohnten Fahrwasser, und wie sie war — frisch von der Leber hinweg! — schlug sie ein und gab dem Henerch das Jawort.

*) „Herrche“ = Großvater; „Fraache“ = Großmutter.

Jetzt war große Freude unter Memegrits Beztel. Wie sie lacht, mit dem ganzen Gesicht! Wie sie ihren Henerch anschaut, mit Augen so lieb und so süß! Wer hätte das aber auch hinter dem Schwernots-Henerch gesucht! Sonst schlich er herum wie ein Duckmäuser, und jetzt eine solche Schneid;“

Da bimbelt die Neunuhrglocke und macht ihrem süßen Denken ein Ende, denn diese zieht den Henerch ins Bett, und er giebt seinem Memegritche einen Kuß, den ersten, einen rechten Schmagar und Knaller, und dann geht er in Gottes Namen heim ins Bett; aber diesen Abend fällt ihm das Einschlafen so schwer wie auch seinem Memegritchen. Es war das alles aber auch gar zu überraschend gekommen!

Früh des Morgens waren beide in den Strümpfen, und sie gingen an die Arbeit mit Lust, jetzt Braut und Bräutigam. Memegritche singt aus voller Brust und mit heller Stimme, und der Henerch pfeift wie eine Amsel, wo er geht hat er Memegritche im Sinn, wo er steht, sieht er Memegritche „mit Backe wie die Nase und was kann se d'r nit schmusen!“

Wirklich, Henerch und Memegritche, — wenn auch bereits im Schwabenalter, — waren wie zwei Kinder — sie liebten einander, und sie zeigten ihre Liebe ungeschont auch öffentlich; denn: Liebe, Feuer, Husten, Kräfte, Gicht — lassen sich verbergen nicht! Und kamen sie zusammen, so regnete es Küßchen, und sie spitzten dabei den Mund wie die Kuh, wenn sie eine Erdbeere nascht.

Und das „Herrchen“, der alte „Blaue“, welcher diese Seligkeit eingefädelt hatte, sah das alles mit an von nah und fern und auf der Hochzeit, und er dachte: dem Henerch steckt die Liebe in der Haut, wie die Wurst im Sauerkraut. Und doch kam es auch wieder über ihn wie ängstliche Sorge und er brummte vor sich hin: „Sie sind ja vernarrt! Wenn es nur nicht auch noch heißt: In Eile gefreit, in Eile bereut! Ich weiß auch, daß die Hochzeiter neun Tage blind sein müssen. Aber so geckig habe ich mein Lebtag nichts gesehen! Wenns nur nicht schlecht ausfällt! Ich sorge sehr darum! Es vergeht alles, auch die Hochzeit und das Küßchen! Nach den Fitterwochen kommen die Bitterwochen und dann die Gewitterwochen; es blizt und es donnert. Wenns nur nicht einschlägt!“

Und richtig erzählte mir der alte Blaue wie ich geahnt, so kam's. An einem Mittag gehe ich an dem Henerch seinem Hause vorüber. Henerch sitzt im Hofe auf seiner Schnitzbank und schnitzelt an einem Schippenstiel und läßt das Maul hängen bis auf den Schippenstiel hinunter. Mir wird's heiß und kalt und ich krieg' eine Gänshaut und frage schnell: „Henerch, wie geht's? Was macht dein Memegritche?“ Da kriegte der Henerch einen Kopf so roth wie ein geheizter Backofen, und er schnauzte mich an und schrie: „Herrche, gelt, Andere haben jetzt gut freien, ich aber, — ich habe den Teufel!“

Das Memegritche singt nicht mehr und der Henerch pfeift nicht mehr, und er kommt schon lange nicht mehr zum „Herrchen“ spille, und jetzt weiß ich's aus Erfahrung: „Für Andere freien ist bedenklich!“ Die Liebe muß von selbst anfangen, ich helfe nicht mehr dazu, und wer klug ist und nicht des Teufels Dank will ernten, der macht's in diesem Punkte, wie von da an das „Herrchen“ aus dem blauen Vändchen.

Wohlriechendes Parfüm.

Eine Studie über den Geruch von Ed. Bögl.
(Nachdruck verboten.)

Es gehört Mut dazu, über diesen Gegenstand zu sprechen; denn es sind zumeist Frauen, die dabei in Betracht kommen. Und Frauen vertragen keinen Tadel. Aber ich habe mir nun einmal ein Herz gefaßt — ich kann nicht anders.

In letzter Zeit nämlich greift die Unsitte, sich zu parfümiren, in geradezu erschreckender Weise um sich. Man kann fast kein öffentliches Lokal, kein Theater, keinen Waggon, keinen Salon betreten, ohne daß Einem sogenannte Wohlgerüche von niederschlagender Dichtigkeit an die Nase fliegen. Dieses Gemisch von Moschus, Moouhay, Peau d'Espagne, Maiglöckchen, Violet de Parme, Rosenöl, Veilchenpulver, Opoponax und Eau de Lavande vermöchte einen Menschen, dessen Geruchswerkzeuge noch nicht ganz stumpf sind, wahrhaft in die Nacht der Verzweiflung zu stürzen. Weshalb schüttet man solche Essenzen auf sich? Weshalb sucht man die Natur zu verbessern, die den Menschen zwar mit der Fähigkeit, aufrecht zu gehen und zu denken, nicht aber mit dem Geruche von Zuchtenleder, Moschus oder Maiglöckchen ausgestattet hat.

Es ist einfach unerklärlich. Nehmen wir an, es gebe weibliche Wesen, die von Natur aus nach Moschus, Opoponax oder Veilchen riechen, so ließe sich Tausend gegen Eins wetten, daß diese Geschöpfe darüber höchst unglücklich wären und sich allen erdenklichen Kuren unterwerfen würden, um nur ja den Zustand der vollständigen Geruchlosigkeit herbeizuführen. Weil aber der gesunde normale Mensch so glücklich ist, nach gar nichts zu riechen, trachtet er in seinem Unverstand, wenigstens einen künstlichen Geruch von sich zu geben, wodurch er sich selbst herabwürdigt, weil nur Thiere und niedrige Organismen einander mit Düften anzulocken oder abzustößen pflegen.

Werden wir uns klar, welche Geschöpfe einen Duft aushauchen. Da haben wir z. B. den Schafbock, die Baumwanze, den Wiedehopf, den Iltis, das Moschus- und Stinkthier. Alle diese Thiere würden, befragt, ob es ihnen etwa lieber wäre, nicht zu riechen, mit einem vornehmlichen Ja antworten. Bleiben also nur die Blumen, deren Düfte die Menschen entlehnen, um sich in der Regel mindestens lächerlich damit zu machen. Eine dralle, rothbackige Dame von 100 Kilo Gewicht, die wie ein Maiglöckchen riecht, fordert zu Vergleichen zwischen ihr und der zarten Blume heraus, zu Vergleichen, die nur mit Spott und Hohn für das beleibte menschliche Maiglöckchen endigen können. Eine aufgedonnerte Donna mit Kropfperlen und Hurrahhut, die nach dem bescheidenen Veilchen duftet, kann uns ebenfalls nur ein Lächeln ob dieses Contrastes abgewinnen. Und ein schlantes Jüngferlein, von dem es uns wie Peau d'Espagne anweht, dürfte die Frage nicht übelnehmen, ob es etwa neue Damenmode sei, alte Zuchtenstiefel zu tragen.

Nein, auch der Blumenduft, ausgestrahlt von Menschen, ist unnatürlich. Man denke sich nur einen manipulirenden Feldwebel, der lieblich nach Jasmin duftet, oder einen politischen Wirthshausredner, der einen derartigen Heugeruch abgibt, daß alle seine Zu-

hörer sofort den Heuschnupfen bekommen und zu nießen anfangen. Die Vorsehung hat wohl gewußt, warum sie die Menschenkinder geruchlos in die Welt setzte. Was wäre auch für ein unendlicher Anlaß zu Haß, Verachtung und Bürgerkrieg entstanden, wenn ein Theil der Menschen den Duft von Rosen, Veilchen, Cyclamen, ein an anderer Theil aber den Geruch von *asa foetida* oder Schwefelwasserstoff mitbekommen hätte. Die Rosen- und Resedendüftler wären ohne Zweifel immer über die *asa foetida*-Düftler hergefallen und hätten sie aus allen Aemtern verdrängt unter der Ausrede, daß eine so übelriechende Bevölkerungsschicht an den Regierungsgeschäften nicht theilnehmen dürfe, weil man es ja im Parlament nicht neben ihnen aushalten könne.

Mit dieser kurzen Darlegung glaube ich hinlänglich bewiesen zu haben, daß das Parfümiren wider die Natur ist. Wer sich mit Riechwässern überschüttet, um in einer Wolke heftigen Geruchs zu schweben, geräth mit Recht in den Verdacht, daß er eine Ausnahme bilde von der Regel, nach welcher die Menschen ohne jeden Geruch sein sollen. Nur die Neger, denen man nachsagt, daß ihre Ausdünstung einigermaßen merklich sei, hätten eine Ursache, Parfüms anzuwenden, um wenigstens anders zu riechen. Offenbar ist auf diese Eigenschaft der Neger auch das römische Sprüchwort zurückzuführen: *Hic niger est; hunc tu Romano caveto!* Dieser hier ist ein Neger, dem sollst Du nicht in die Nähe kommen, o Römer!

Ist das Parfümiren schon bei Frauen unnatürlich und unseidlich, so hat die deutsche Sprache kein Wort für einen Mann, der sich sybaritisch in Wohlgerüche hüllt. Einem solchen Gecken fehlt dann nur noch ein Paar Ohrgehänge (das Bracelet trägt er ohnehin), um in des Aristophanes' „Weibervolksversammlung“ eine passende Rolle zu spielen.

„Nach Tabakrauch aber dürst Ihr riechen, Ihr Männer, wenn Ihr im Theater neben uns sitzt!“ So könnten die Frauen entgegnen. Und sie hätten Recht damit. In der That ist es rücksichtslos, in den Kleidern, die man im rauchgeschwängerten Bureau, im Caffeehaus getragen, in Gesellschaft zu gehen. Doch die tabakduftenden Kleider mit Parfüm zu übertäuben, heißt den Teufel durch Beelzebub austreiben. Hätte ich was zu reden, ich ließe alle stark parfümirten Herren und Damen vor dem Eintritt ins Theater in einer Zelle mit comprimирtem Wirbelwind „entduften“. Und vor den Pforten müßten Tafeln angebracht werden mit der Aufschrift:

Edel sei der Mensch, geruchlos und gut!



Verschmähte Liebe.

Glücklich, wer in des Lebens Mai

Die Geliebte gefunden!

Wer sich mit ihr, eh' der Lenz vorbeit,

Auf ewig verbunden!

Denn ist die glückliche Stund' entflohn,

So kehrt sie nicht wieder:

Einmal steigt nur der Liebe Lohn

Auf den Menschen hernieder!

Mancher, dem im Busen erstarrt

Das heißeste Sehnen,

Der statt goldener Liebe erwarb

Nur Kummer und Thränen.

Dessen liebeblühendes Herz

Die Geliebte verachtet,

Wird fortan von lähmendem Schmerz

Auf immer umnachtet.

Denn die Liebe, schimpflich verschmäht,

Hat in Haß sich gewandelt;

Er, den kein liebend Herz versteht,

Nun böse handelt.

Ja, würd' er selbst in später Stund'

Von Liebe umworben:

Nimmer schloß' er den Lebensbund —

Sein Herz ist gestorben!

Lie, Dr. Friedrich Kirchner.



Für unsere Frauen.

Ein betriebsamer Bräutigam im Schnee. In einem Kirchlein des nördlichen Jütland sollte jüngst nach beendeter Gottesdienst eine Trauung stattfinden. Die Braut stellte sich pünktlich ein, jedoch der für den Act unentbehrliche Bräutigam ließ bedenklich lange auf sich warten. Endlich erscheint er, eine Schneeschaukel auf dem Rücken. Er hatte sich den guten Verdienst beim Schneeräumen auf der unfahrbar gewordenen Eisenbahn nicht entgehen lassen wollen. Nun stellte er die Schaukel vor die Kirchthür, ging hinein und ließ sich trauen. Jedoch sein Eifer war durch die feierliche Handlung nicht abgekühlt. Nachdem er seine junge Frau bis an den Ausgang der Kirche geführt, ließ er, als könnt's nicht anders sein, diese ihrer Wege gehen und griff wieder zur Schaukel. Er eilte zur Bahn zurück und gab sich aufs neue, als sei nichts vorgefallen, dem nützlichen Sport des Schneewerfens hin. Erst mit Eintritt der Dunkelheit fand sich endlich der schmerzliche Vermißte im Hochzeits Hause ein und vrles sich glücklich, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen zu haben.

In einem Carnevalsbericht wird als „Gipsel der Schmeichelei“ der folgende sublimie Vers mitgetheilt:

Wenn der ganze Himmel wäre Papier

Und die Sterne lauter Schreiber dafür,

Sie alle könnten nicht beschreiben die Lieblichkeit der Damen,

Die heute hier zusammen kamen.

Es leben die Damen!

Auf dem Lande. Der Gast: Aber, Herr Wirth, schauen S' daher, da is a todt' Maus in mein' Bier! — Der Wirth: Zehnten was i nimmer, wie i 's denen Leuten recht machen soll! Da sagen's alleweil, 's is nit b'r'in im Bier, und is nacha amal was b'r'in, nacha is a net recht!

Rathsecke.

	1	62	61	60					2
#3	3	4	6						64

Rotationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlagsanstalt, Schneggenberger & Hannemann
Verantwortlich für die Redaktion: Otto von Wehren, sämmtlich in Wiesbaden,